

LESEPROBE

Zürich

Frauenbadi

Roman

Von irrealem Überfluss und oft großer Not
Von einer Ménage à trois und
geheimen Parallelwelten
Von süßer Rache, Arthur Schnitzler
und einem Verbrechen

CHRISTOPH

VON

NOSTITZ

Copyright © 2023
Christoph von Nostitz
www.nostitz-schreibt.de

Umschlagsgestaltung Copyright © CCONOS
Eduard-Schenk-Strasse 38
80807 München
Mail: cconos@gmx.de

Umschlagsmotiv:
Eva Ohler, Acryl auf Leinwand
Ohne Titel

Druck bei Books on Demand, Norderstedt

F ü r E v a

Der Autor

Im Sommer 1957 kam Christoph von Nostitz in München zur Welt. Die Schulzeit und eine kaufmännische Berufsausbildung absolvierte er in seiner Geburtsstadt. Es folgte der Diplom-Abschluss in Betriebswirtschaftslehre. Das Studium und die Berufslaufbahn führten ihn an Stationen im In- und Ausland. Seit dem Jahr 2000 lebt Christoph von Nostitz wieder in München.

Mit vierzehn schrieb er seine erste Kurzgeschichte. Der Stoff: ein Kavalier der älteren Schwester, dessen Balztänze und Gebärden tiefe Verwirrung bei Christoph von Nostitz auslösten. Er glaubte, dies festhalten zu müssen – und schrieb. Anlässlich langer Auslandsaufenthalte verfasste er später statt knapper Briefe ausführliche Reiseberichte. Das entsprach seiner Freude am Erzählen und dem Wunsch, Ereignisse zu Erlebnissen werden zu lassen.

Die folgenden Dekaden ließen Christoph von Nostitz keinen Raum, Prosa zu schreiben. Erst als er ab 2019 beruflich kürzergetreten war, fand er die Zeit, seinen ersten Roman, *Kaleidoskop*, zu verfassen. Mit *Vom Jungen, der kein Kind sein wollte* folgte das zweite Buch. Seit 2023 liegt sein dritter Roman, *Zürich, Frauenbadi*, vor. Derzeit befasst sich Christoph von Nostitz mit einem Band mit Erzählungen, dessen Erscheinung er für Ende 2024 vorsieht.

Vorwort des Autors

Das Erzählen von Geschichten ist mir ein Vergnügen. Es ist ein Drängen und Drängeln von Worten die aufs Papier möchten – von Geschichten, die erzählt werden wollen. Also schreibe ich. Als erstes schrieb ich das *Kaleidoskop*. Zwischenzeitlich liegt auch die Geschichte *Vom Jungen, der kein Kind sein wollte* vor. Mein drittes Buch, *Zürich, Frauenbadi*, erschien im Jahr 2023.

Was von den Geschichten vielleicht wahr ist, oder frei erfunden, ist wahrlich unerheblich. Der Geist der Zeit, in denen sie stattgefunden haben sollen, war jedenfalls so, dass die Ereignisse genauso hätten stattfinden können.

Aktuell plane ich einen Band mit Kurzgeschichten und Erzählungen – ein Genre, das sich mir durch *Abschiedsfarben* von Bernhard Schlink erschlossen hat. Einige Geschichten sind bereits verfasst.

Danksagen möchte ich Eva Ohler und meinen Kindern, die mich immer wieder in unterschiedlicher Weise unterstützt und ermutigt haben, weiterzumachen.

Die Geschichte

Monika und Valerie, in ihren Fünfzigern, lernen sich zufällig in Zürich kennen. Beide sind zu einer Konferenz angereist. Irgendetwas verbindet sie. Dabei hätte ihre Herkunft kaum unterschiedlicher sein können. Die Tagung verliert für beide bald jede Bedeutung. Über zwei Nächte hinweg, gestehen sie sich ihre Leben.

Monika kommt von ganz oben und kämpft mit der zynischen Selbstvermehrung ihres unermesslichen Vermögens. Sie offenbart Valerie, aus diesem Hamsterrad ausbrechen zu wollen und gesteht ihr die Zerrissenheit ihrer Kindheit und Jugend – die zwar geprägt von Reichtum – aber vor allem erfüllt war von Leere.

Der einzige Mensch in ihrem Leben der ihr Halt gegeben hat, Werner, ist seit fünf Jahren tot.

Valerie hingegen, entstammt den sprichwörtlich kleinen Verhältnissen, macht aber Karriere. Mit Männern hat sie dagegen weniger Glück, bis ausgerechnet eine *Ménage à Trois* alles in Sachen Männer für sie richten soll. Sie bricht jedoch aus dem Arrangement aus und schließt sich einer Vereinigung erfolgreicher Frauen an.

Bei aller Offenheit, die sich zwischen den beiden Frauen entwickelt, verweigert sich Valerie aber, Monika die wahre Natur der Vereinigung preiszugeben. Dabei hat sie ihr Leben dafür auf den Kopf gestellt. Aber Monika lässt nicht locker.

Nach zwei tropischen Nächten voller Offenbarungen, verlassen die Frauen nach Mitternacht das Frauenbadi. Da passiert, was Monika immer für ausgeschlossen gehalten hat – und Valerie in Abgründe stürzt und ihr Leben in den Grundfesten erschüttert.

1.
Vorbereitungen für Zürich 11
2.
Begegnung mit Folgen 29
3.
Zürich 97
4.
Eine lange Nacht 129
5.
Am nächsten Tag 163
6.
Zum zweiten Mal Frauenbadi 177
7.
Bis zum nächsten Morgen und darüber hinaus 285
8.
Sechs Monate später 325

1.

Vorbereitung für Zürich

Zynischer Reichtum 13

Eine Klasse für sich 19

Zwickmühle 25

Zynischer Reichtum

Wie reich sie war, wusste Frau Ackermann nicht. In jedem Fall war sie sehr reich. Das las sie alljährlich im Forbes-Magazin. Und alle schrieben die Zahl ab. Seit sie die Zahl zuletzt gelesen hatte, hegte sie aber zum ersten Mal in ihrem Leben Zweifel. Zweifel darüber, was der Wert, ja der eigentliche Sinn dieses Reichtums sein sollte. Sie wusste es nicht, hat es im Grunde nie gewusst. Und jetzt nistete der Zweifel in ihr und verfolgte sie: Sie ahnte, dass die sinnlose Vermehrung ihres Vermögens ein Ende finden musste, und ein Gedanken fing an, sie zu quälten: Wie würde sie aus dem Hamsterrad ihrer blinden Pflichterfüllung herausfinden? Jeder Gewinnausschüttung folgte die Jagd nach neuen Investitionschancen, die abermals Gewinne abwerfen würden. Keine Innovation, keinen Megatrend durfte sie auslassen, ständig musste sie am Ball bleiben. Stillstand war Rückschritt, war Niedergang. So war sie konditioniert, hatte das Denkmodell ererbt und zu ihrem Glaubensbekenntnis gemacht. Das System war aber zum Selbstzweck geworden und ergab keinen Sinn mehr für sie.

Zwischenzeitlich hatte sie entschieden, diesen Kreislauf zu durchbrechen, und die ihr statistisch verbleibenden dreißig Lebensjahre mit einem neuen Denkmodell auszufüllen. Davon, in welche Richtung das neue Modell führen sollte, hatte sie aber noch keine Vorstellung. Genusowenig wie davon, wie sie aus dem surrealen, dem zynischen Kreislauf von Gewinnen, die neue und abermals weitere Gewinne produzierten, herauskommen würde.

Noch nicht.

Und genau über diese Frage hatte sie heute Vormittag zum ersten Mal sprechen wollen – mit Dr. Nassauer. Er war einer der Geschäftsführer ihres Family Offices, das ihr Vermögen verwaltete. Den Einstieg in das Thema eines grundlegenden Umbaus ihrer Vermögensstruktur hatte sie aber gründlich verpatzt, woraufhin sich Dr. Nassauer kritisiert und angegriffen gefühlt hatte. Das hatte sie sofort bemerkt, das Thema abgebrochen, es ein Missverständnis genannt, und das Gespräch mit einer Entschuldigung beendet. Dabei hatte sie die Neuausrichtung ihres Vermögens noch vor Beginn der Konferenz ab morgen in Zürich durch einen ersten Impuls anschieben wollen.

Eigentlich war sie darauf eingestellt gewesen, mindestens bis Mittag mit Dr. Nassauer zusammensitzen und sich mit ihm zu besprechen. Ein Blick auf die Uhr

zeigte ihr aber, dass es noch nicht einmal zehn Uhr war. So schnell war sie noch nie aus einer Sitzung mit ihm gekommen. Sie dachte nach: Niemals in den vielen Jahren, in denen Dr. Nassauer für Werner und sie, und nun seit fünf Jahren nur noch für sie arbeitete, hatten sie Streit gehabt.

Statt wie sonst, leichtfüßig die Treppe hinunterzugehen, lief sie schnell. Fast stampfte sie, vor Verärgerung über den missglückten Einstieg in das ihr doch so wichtige Anliegen. Sie spürte Wut. Wut über sich selbst. Sie schnaubte. Das tat sie sonst nie. Vorsichtshalber hielt sie sich am Handlauf des Treppengeländers fest, um in ihrem Sturm nicht zu Fall zu kommen. Das tat sie sonst auch nie. Dafür hatte sie an, was sie sonst auch immer anhatte: einen Hosenanzug. Diesmal in einem Sandton, und heute aus Leinen – wegen der Hitze. Dazu farblich passende flache Ballerinas. In keinem Fall wollte sie noch mehr auffallen, als sie das mit ihren fast einen Meter achtzig ohnehin tat. Ihre erwachsenen Kinder zogen sie mit diesen Anzügen regelmäßig auf, meinten, ihr Stil habe etwas Uniformhaftes. In jedem Fall waren die Teile allesamt aus der Mode und in die Jahre gekommen. Seit Werners Tod hat sie sich nichts mehr Neues zum Anziehen gekauft.

Der Geruch frischer Farbe lenkte sie ab. Sie hatte das historische Stadtpalais sanieren lassen. Die Arbeiten

waren erst jüngst abgeschlossen worden. Im Vorbeieilen inspizierte sie mit geübtem Auge das frische Weiß. Im Erdgeschoss blieb sie in der Durchfahrt von der Straße zum Innenhof stehen. Im Hof befanden sich die Remisen, in denen einst Pferde und Kutschen einstanden, und mit Dienstbotenwohnungen darüber. Jetzt befanden sich dort angesagte Galerien und Büros. Sie sah zur Gewölbedecke hoch und dachte an die farbenprächtigen Jagdszenen, die unter dem weißen Anstrich verborgen waren. Ein tumber Tor hatte die Fresken vor über hundert Jahren übermalt. Anlässlich der Renovierung hatte sie die Darstellungen freilegen lassen wollen. Das hatte das Denkmalschutzamt aber nicht gewollt. Warum, erschloss sich ihr nicht.

Kopfschüttelnd verließ sie die kühle und in Dämmerlicht getauchte Durchfahrt durch die schmale Pforte, die in einen der beiden Flügel des mächtigen Holztors eingelassen war. Auf dem Gehsteig blendete sie gleißendes Sonnenlicht. Sie blinzelte.

Sie drehte sich um, und beobachtete die Pforte, wie die sich allmählich schloss. Der Vorgang hatte etwas Träges an sich. Am liebsten hätte sie die Tür gepackt und ins Schloss geworfen, zugeknallt. Um sich Luft zu verschaffen, um ihrem Zorn Raum zu geben. Aber das hätte so gar nicht ihrem Naturell entsprochen. Und sie wusste: Der Schließmechanismus der Pforte hätte sich

solch einem Ansturm widersetzt. Sie beobachtete den zähen Hergang – und wurde augenblicklich noch wütender. Konnte sie gar nichts mehr bestimmen? Beruhige Dich, schärfte sie sich ein.

Seit Tagen lag ein ausgedehntes Hoch wie eine bleierne Glocke über Europa und bewegte sich nicht. Die Temperatur war für die Vormittagsstunde bereits hoch. Sie spürte einen Film auf der Haut. Sie wechselte auf die Straßenseite gegenüber und sah an der Rokokofassade hoch. Alles makellos, wie alle ihre Immobilien, hier in München, und in anderen Metropolen um die Welt. Immer, wenn sie an einem ihrer Häuser vorbeikam, inspizierte sie deren Zustand. Das oblag natürlich eigentlich der Verantwortung des Geschäftsbereichs Real Estate Investments ihrer Vermögensverwaltung. Sie nutzte aber jede Gelegenheit zur Kontrolle. So war sie erzogen, konnte nicht anders.

Mit dem Blick auf die Nachbarfassaden ging sie weiter und bewunderte die prachtvollen Innenstadtgebäude: Unten Ladengeschäfte – Mode, Antiquitäten, Galerien, Juweliers, Friseure – darüber Büros. Ganz oben: Stadtwohnungen mit Dachterrassen. Die brachten zwischenzeitlich mehr Miete, als Büroetagen.

Von gegenüber hörte sie plötzlich ein „Guten Morgen, Frau Ackermann“. Herr Prächtl. Der Hausmeister, der einige ihrer Häuser in der Innenstadt betreute. Sie

zuckte zusammen und sah sich vorsichtig um. Das sollte er nicht – sie bei ihrem Namen rufen. Herr Prächtl wusste das, wusste, ihre Anonymität war ihr heilig. Sie musste ihn bei Gelegenheit daran erinnern. Sie winkte ihm zu.

Die eleganten Ladengeschäfte waren noch geschlossen. Im Vorbeigehen bemerkte sie in einer Schaufensterscheibe ihr Spiegelbild und blieb stehen. Ihr Haar fiel ihr auf, und sie fuhr sich durch die Frisur. Früher hatte sie tiefbraune Haare und einen burschikosen Kurzhaarschnitt. Wie einst Halle Berry bei ihrem großen Auftritt im James-Bond-Film *Stirb an einem anderen Tag*. Werner hatte sie immer wieder damit aufgezo-gen. Aber Werner war jetzt schon fünf Jahre tot. Sie dachte daran, wie sie kurz nach seinem Tod entschieden hatte, nicht mehr sichtbar sein wollen, und seither unsichtbar war. Sie hatte begonnen, ihr Äußeres zu verändern und hat ihr Haar über die Schultern wachsen lassen. Und als die grauen Haare mehr wurden, war sie auf Blond gewechselt. Seither war sie erleichtert. Seither bewegte sie sich unerkannt in der Öffentlichkeit, wenn auch immer mit einem wachen Blick für ihre Umgebung. Wenn sie in der Presse Fotos von sich sah, waren es immer nur Bilder, die bis zu Werners Tod entstanden waren. Das beruhigte sie dann jedes Mal aufs Neue.

Werner hätte ihr neues Aussehen nicht gefallen. Das wusste sie. Sie konnte sich aber nicht ewig fragen, wie er dies oder jenes finden oder entscheiden würde. Augenblicklich spürte sie wieder ihre Wut. Fünf Jahren nun schon, musste sie alles alleine entscheiden. Werner konnte ihr nicht mehr helfen, stand ihr nicht mehr zur Seite. Sie dachte an die Konferenz in Zürich, ab morgen. Früher wäre er mit ihm hingefahren.

Eine Klasse für sich

Noch einmal sah Valerie über den Schreibtisch und ging in Gedanken durch, was sie für Zürich benötigen würde. In jedem Fall ausreichend Visitenkarten, und die Briefftasche mit den Schweizer Franken. Seit der Euro-Einführung verwahrte sie nur noch drei Reisegeldbörsen in der absperrbaren Schublade ihres Schreibtischs: eine für Britische Pfund, eine für US-Dollar und eben jene mit Schweizer Franken. Über ihr Smartphone hatte sie sich bereits eingecheckt. Die Adresse des Hotels in Zürich kannte sie auswendig. Der kleine Koffer mit Kleidung und Wäsche für drei Tage und zwei Nächte lag in ihrem Wagen, der in der Tiefgarage stand.

Sie war froh, anlässlich der alljährlichen Investorenkonferenz für Start-Ups diesmal selbst keinen Vortrag halten zu müssen. Präsentationsunterlagen benötigte sie keine. Der Fokus würde auf der Pflege bestehender Kontakte liegen und dem Knüpfen Neuer.

Sie hob den Kopf, sah zum Fenster hinaus zur Außenalster, und beobachtete den lebhaften Segelbetrieb, der an diesem herrlichen Vormittag herrschte. Darauf hätte sie jetzt deutlich mehr Lust als auf Zürich, gestand

sie sich. Mit einer knappen Bewegung, strich sie sich eine Strähne ihres braunen langen Haars aus dem Gesicht. Dann warf sie einen letzten Blick durch mehrere Glastrennwände und die dazwischenliegenden Büros hindurch zu ihrem Chef, Dr. Helmuth E. Friedrich. Er saß am Ende des Flurs in dem großen Eckbüro mit der riesigen Fensterfront zur Außenalster. Beides hätte ihres sein können. Beides hatte sie aber nicht gewollt: Die Position als Mitglied des Vorstands nicht – und nicht das damit verbundene Eckzimmer. Die Prioritäten ihres Lebens waren andere als die, sich mit Befindlichkeiten von Mitarbeitern und mit den Eitelkeiten von Vorstandskollegen zu befassen.

Dr. Helmuth E. Friedrich war um fast zehn Jahre jünger als sie. Sie hatte ihn statt ihrer für den Vorstandsposten vorgeschlagen. Sie winkte ihm zum Abschied. Er grüßte zurück. Fachlich genoss er ihren Respekt. Aber menschlich war er in ihren Augen ein armseliger Tropf, ein Trauerkloß, wie sie ihn zu Hause nannte. Auf das „E.“ in seinem Namenszug legte er allergrößten Wert, und bei jeder Unterschrift setzte er das „Dr.“ vorneweg. Wenn der Klingelton seines Handys nach zweimaligem Läuten verstummte, wussten er und alle in seiner Umgebung, dass er seine Frau vom Firmentelefon aus, auf ihrem Prepaid-Handy anrufen sollte. Dr. Helmuth E. Friedrich war, vorsichtig ausgedrückt,

sparsam, in jedem Fall langweilig, ein bisschen eitel, und überkorrekt. Bei aller Korrektheit konnte er sich aber gelegentliche Blicke in ihr Dekolleté nicht verkneifen. Sie ließ ihm die Freude, tat, als merke sie es nicht, und freute sich darüber, dass ihm nach all den Jahren noch immer gefiel, was er sah. Sie war sich sicher: Gäbe es die Wahl zur Sexiest Woman in Office, sie würde die Wahl weiterhin und unangefochten gewinnen – mit ihren einundfünfzig. Die Nominierung zur sinnlichsten Frau der Firma wäre ihr allerdings lieber. Sexy war ihr zu platt. Sinnlich, fand sie, beinhaltete schließlich Provokation und Hingabe. Und vielleicht auch Verruchteit und ein bisschen Gefahr. Sie liebte Abenteuer.

Frau Friedrich hatte Valerie noch nie gesehen. Nie kam sie zu Firmenveranstaltungen mit. Dabei wäre sie der Frau ihres Chefs zu gern begegnet, schon um zu erleben, wie er sich in ihrer Anwesenheit verhielt. In ihrer Vorstellung war Frau Friedrich eines jener Wesen, die im Glanz des Erfolges ihrer Männer erstrahlten und ihren Freundinnen gegenüber in der Wir-Form sprachen, wenn sie von der Wichtigkeit ihrer Männer redeten. Jedenfalls ging das Gerücht, Frau Friedrich stünde bei Regatten immer auf dem Steg und riefte allen ein ‚wir haben gewonnen‘ zu, wenn ihr Mann als Erster die Ziellinie gekreuzt hatte.

Valerie griff nach der Aktentasche. Mit dem linken Pumps schob sie die Tür auf. Aber schon im Hinausgehen angelte sie mit der Schuhspitze wieder nach dem Türblatt und ließ es hinter sich herschwingen. Noch nicht ganz im Flur bremste sie die Tür mit dem Po gerade so ab, dass sie geräuschlos ins Schloss glitt. Sie wusste, mit dem kleinen Schauspiel so manche in ihrer Umgebung zu provozieren. So war sie: Eine Klasse für sich – und genoss es.

Drei Minuten später fuhr sie aus der Tiefgarage und bog links in das Alsterufer ein, Richtung Flughafen Fuhlsbüttel. Dort stellte sie den Wagen im Parkhaus ab und ging direkt zur Sicherheitskontrolle. Sie hoffte, nicht wieder für einen Check ausgewählt zu werden, so wie zuletzt. Das Prüfgerät der Frau vom Sicherheitspersonal hatte gepiepst, obwohl sie kein Metall an sich hatte, nicht einmal einen Bügel im BH. Sie hatte keinen angehabt. Heute schon.

Jetzt freute sie sich doch auf den kurzen Flug – und auf Zürich. Eine wunderbare Stadt, wie sie fand, wenn sie von den astronomischen Preisen absah. Viele Bilder und Erinnerungen verband sie mit der Stadt an der Limmat: Die hübschen Häuser in den verwinkelten Gassen waren allesamt wie aus dem Ei gepellt. Die individuellen Geschäfte verliehen der Stadt eine unnachahmliche Note, auch wenn die Bahnhofsstraße

inzwischen vom uniformen Auftritt der Luxusmarken und Billigketten gekennzeichnet war. Und die Dichte an Lingerie-Geschäften erschien ihr in keiner anderen Stadt vergleichsweise hoch. Eine Zeit lang war sie fast jedes Mal mit neuen Dessous zurückgekommen. Früher hatte sie sich darüber geärgert, weil sie bereits genügend solcher Stücke in der eigens dafür eingerichteten Kommode aufbewahrte. Zwischenzeitlich war sie bei Rückfällen unnötigen Einkaufs sündiger Teile nachsichtig mit sich – und malte sich deren Einsatz aus.

Und dann war da das Frauenbadi, diese ehrwürdige Badeanstalt aus Holz, die wie ein Flos auf der Limmat lag. Seit jeher, seit bald zweihundert Jahren, war das Bad nur Frauen zugänglich. Diese Regelung erinnerte Valerie an ihre Schwesternschaft, der sie seit einigen Jahren angehörte. Würde sie auch diesmal Zeit für einen Besuch im Frauenbadi finden? Die Wettervorhersage für Zürich war jedenfalls noch besser, als für Hamburg.

Vor allem vergaß sie beim Stichwort Zürich aber nie ihren ersten Besuch im Kunsthaus. Sie hatte ihren fünfzehnten Geburtstag gerade hinter sich. Bei der Erinnerung hatte sie immer ein pummeliges Mädchen vor Augen. Nichts an ihr passte damals zusammen. Und bei diesem Bild fehlte auch nie der Junge, der ihr allein

durch Blicke ein gänzlich neuartiges und so wunderbares Prickeln im Bauch bereitet hatte.

Außerdem war da noch die Sache mit Urs gewesen. Aber die war schon seit einiger Zeit vorbei. War sie das wirklich? Vorbei? Bisher hatte sie sich nicht durchringen können, seine Kontaktdaten aus dem Handy zu löschen. Sie spürte, wie ihr ein nachdenkliches Lächeln über das Gesicht huschte.

Der Aufruf ihres Flugs riss sie aus den Gedanken. Mechanisch spulte sie das Boarding ab und nahm den gewohnten Platz am Fenster ein. Versonnen und zufrieden beobachtete sie bald die Landschaft unter ihr: Felder, Dörfer, Straßen, Wälder, Flussläufe und Seen, Städte, Industriegebiete. Nur wenige weiße Wolken standen am hochsommerlichen Himmel. Sie genoss das Leben und die Freiheiten, die sie jetzt, mit einundfünfzig in ihren Parallel-Welten lebte. Eine davon ganz im Verborgenen. Niemand ahnte etwas davon. Sie fühlte sich rundum angekommen im Leben wie nie zuvor. Der Weg bis dahin war holprig genug gewesen.

Zwickmühle

Auch jetzt, vor ihrem Spiegelbild in der Schaufensterscheibe, wurde Frau Ackermann von den Gedanken erfasst, die sie seit bald einem Jahr trieben: Ja, es war ihr Geld, ihr Vermögen, es waren ihre Firmen, Beteiligungen und Spekulationen. Ständig sollte sie alles im Blick behalten und über Vorlagen von Dr. Nassauer entscheiden. Jeder Kapitalausschüttung folgte neuerlicher Entscheidungsdruck über Anlagen, kurzfristig, auch um für Kapitalerhöhungen liquide zu sein, mittelfristig, als Finanzinvestments, und langfristig, für die strategische Ausrichtung. Das alles war abgestimmt in einer vernetzten Strategie, die weit in die Zukunft reichte – und über ihr Ende hinausging, für die irgendwann fälligen Erbschaftssteuern. Welch ein Zynismus. Auf all das hatte sie keine Lust mehr. Ihr war klar, in einer Zwickmühle zu stecken.

Sie ermahnte sich abermals zur Ruhe, und dachte an ihren Beschluss, die ausgetretenen Pfade zu verlassen. Das ging aber nur mit Hilfe von Dr. Nassauer. Sie war abhängig von ihm. Das wusste sie nur zu gut. Ein Vergleich ging ihr durch den Kopf: Sich ihm zu widersetzen, wäre genauso sinnlos, wie der Versuch, den

Schließmechanismus der Pforte, durch die sie eben auf die Straße getreten war, daran zu hindern, die Tür nicht lautlos zu schließen. Beide, Dr. Nassauer und die Pforte, erfüllten ihren Auftrag tagein tagaus erfolgreich, geräuschlos, loyal, zuverlässig und stur. Und beide meinten es gut mit ihr.

Plötzlich bemerkte sie, wie das Kleid auf der Schaufensterpuppe ihr Spiegelbild in der Glasscheibe überlagerte. Seit Werners Tod hatte sie sich nur noch das Nötigste gekauft. Ersatzbeschaffungen. Kleidung als Funktion, gegen Kälte und für den Sport. Aber nichts Modisches, nichts Schickes, nichts zum Ausgehen. All die Jahre hatte sie keine Lust verspürt, sich etwas Neues zu kaufen, sich etwas Gutes zu tun. Zu ihrer Überraschung gefiel ihr das Kleid. Sie gefiel sich in der Spiegelung in dem Kleid. Es erschien ihr, als säße es wie angegossen. Vielleicht zu figurbetont für ihre fast Mitte fünfzig? Bei der Feststellung, noch immer über eine Taille zu verfügen, bemerkte sie ein Schmunzeln in ihrem Gesicht.

In einer Passage gegenüber wusste sie ein Café. Dort würde sie einen Espresso trinken und die Zeit überbrücken, bis das Geschäft öffnen würde. Ihr schwante, das Kleid anprobieren zu sollen. Vielleicht war es ein Wink des Schicksals, dem sie folgen sollte?

Während sie den Espresso trank, dachte sie an das Missverständnis mit Dr. Nassauer. Sie hatte gehofft, bei ihm auf Erfahrungen hinsichtlich ihres Ansinnens zu stoßen. Schließlich stimmte er sich mit anderen Family Offices ab. Da müsste es doch etwas zu lernen geben?, hatte sie gedacht – gehofft. Sie hatte den Einstieg aber verpatzt, und Dr. Nassauer war jetzt sicherlich verärgert, zumindest verstimmt. Das musste sie schnellstmöglich geraderücken. Sie entschied, ihn gleich, wenn sie von der Investorenkonferenz in Zürich zurück sein würde, zu sich nach Hause einzuladen, um mit ihm in informeller Atmosphäre, ihre neuen Gedanken zu erörtern. Die haltlose Vermehrung ihres Vermögens war jedenfalls verächtlich und musste ein Ende haben.

Kaum stand die Ladentür offen, betrat sie als erste Kundin das Geschäft und probierte das Kleid an. Es saß perfekt. Mit dem Kleid in einer Tüte verließ sie den Laden und verspürte zu ihrer Überraschung kein schlechtes Gewissen. Warum hatte sie das gemacht, spontan und ohne Anlass entschieden, das Teil zu kaufen? Fast hatte sie sich bedrängt gefühlt, es zu erstehen. Sie schüttelte den Kopf. Seit einiger Zeit schien sich so vieles in ihr zu verändern. Wieder merkte sie, dass es an der Zeit war, die Sicht der Dinge neu zu justieren. Sie spürte das Verlangen nach Abstand. Wie würde sie aussehen, ihre neue Perspektive?

2.

Begegnung mit Folgen

Elena	31
Kräftezehrend	40
Lapidarer Vorfall	43
Erstrecht	49
Abstrakt und vage	52
Brainstorming an der Ostsee	55
Das Los	58
Überrumpelt	63
Cà del Bosco Brut	66
Amour fou	72
Ein Hauch von einem Nichts	79
Neue Welt	88
Eherne, eiserne Regel	92

Elena

Als Frau Ackermann mit der Tüte, in der das neue Kleid lag, nachhause kam, musste sie wie immer zu allererst den betagten Dobermann-Mischling Whiskey begrüßen. Der trottete auf sie zu. Der Hund war ihr einziger Schutz – gewesen – früher. Früher hätte er sie im Ernstfall verteidigt. Aber jetzt: Er würde knurren, vielleicht einen verzagten Biss wagen. Aber aggressive Verteidigungsattacken würde er nicht mehr schaffen. Vorsichtshalber sperrte sie Whisky dennoch immer in ihre Privaträume im ersten Stock, wenn Besuch oder Handwerker ins Haus kamen. Sie sah dem Tier in die vom Alter gezeichneten Augen und streichelte ihm über den Kopf. Dr. Nassauer, und auch die Berater der Polizei, und der Innen- und der Wirtschaftsminister, ließen keine Gelegenheit verstreichen, ihr Personenschutz anzuraten – am liebsten rund um die Uhr. Das haben Werner und sie immer abgelehnt. Seit die Kinder aus dem Haus waren und sie sich durch ihr verändertes Äußeres der öffentlichen Wahrnehmung entzogen hatte, verspürte sie noch weniger Druck, dem Rat nachzugeben. Beschützt zu werden, bedeutete vor allem eins: überwacht zu sein – eine ihr unerträgliche Vorstellung.

Sollte ihr irgendjemand ernstlich etwas antun wollen, so gab es ohnehin keinen Schutz. Das war auch immer Werners Auffassung gewesen. Und sie wollte nicht, dass sich andere für ihre Sicherheit in Gefahr brachten.

Frau Schuster, ihre Haushälterin, kam ihr entgegen und begrüßte sie.

„Frau Kühlmann hat angerufen. Sie möchten sie bitte zurückrufen. Es scheint ihr nicht gut zu gehen“, schob Frau Schuster etwas zögerlich nach.

Merkwürdig, dachte Frau Ackermann. Zuletzt war Elena doch geradezu euphorisch gewesen, hatte sie sich doch – endlich – wie Elena betont hatte, von ihrem Lebenspartner Ludwig getrennt. Das schien wie eine Wohltat, wie ein Jungbrunnen auf sie gewirkt zu haben, hatte sie geradezu beglückt. Was stimmte nicht bei ihrer Freundin? Elena war fünfzehn Jahre älter als sie. Der Altersunterschied hat aber nie eine Rolle zwischen ihnen beiden gespielt. Elena war vor Jahren als junge Witwe mit ihren heranwachsenden Kindern in die Nachbarschaft gezogen. Bald darauf hatten sie sich angefreundet. Und kaum war Elena hergezogen, hatte sie auch schon einen Freund: Ludwig, jetzt ihr Ex-Freund. Ludwig wohnte damals mit seiner Frau und den Kindern ein paar Straßen weiter. Ludwigs Ehe, hieß es seinerzeit, sei aber schon seit langem erkaltet gewesen. Elena war es jedenfalls immer egal gewesen, dass

Ludwig auf dem Papier dennoch weiterhin verheiratet blieb. Zwanzig Jahre war er ihr offizieller Partner – bei ihr zuhause, auf Reisen und in Gesellschaft. Doch vor einem halben Jahr hatte Elena angefangen, sich zu beklagen.

„Ludwig ist so schwerfällig geworden, uninspirierend. Ja, er langweilt mich geradezu“, hatte Elena ihr anvertraut. Kurze Zeit später hatte sie sich von Ludwig getrennt. Ludwig wohnte seither wieder die paar Straßen weiter, in dem Haus, in dem er schon vor der Beziehung mit Elena gewohnt hatte, und wo auch weiterhin seine Frau wohnte und all die Jahre wohnen geblieben war.

Frau Ackermann entschied, gleich zu Elena rüberzugehen, statt sie anzurufen. Sie nahm Whisky auf eine Gassi-Runde mit. Elena öffnete mit dem Summer das Gartentor und deutete ihr vom Fenster aus an, ums Haus herum in den Garten zu kommen.

„Du hast angerufen. Wie geht es Dir?“, begrüßte Frau Ackermann ihre Freundin Elena.

„Hallo Monika. Danke, dass du vorbeikommst.“

Monika sah, dass Elena angespannt war. Am Gartentisch setzten sie sich einander gegenüber – und schon flossen die Tränen.

„Die ersten Monate ohne Ludwig waren herrlich. Ich bin umhergefahren, habe die Kinder abgeklappert, und

mich um die Enkel gekümmert. Aber am Ende eines jeden Besuchs kam es mir immer so vor, als seien alle erleichtert, dass ich wieder abreise.“

Monika konnte sich gut vorstellen, dass es für Elenas erwachsene Kinder nicht einfach war, ihre resolute Mutter mit ihrem oft übergriffigen Kommandoton zu ertragen – einschließlich Elenas Lieblingsanweisung: „Never walk with empty hands.“

„Und dann“, fuhr Elena auch schon fort, „bekam ich eine zweite Abfuhr – als ich allen Kindern vorgeschlagen habe, sie zu gemeinsamen Ferien einzuladen – für zwei Wochen, in ein großes Haus in der Toskana, mit Pool, und allem Drum und Dran. Unisono haben sie erklärt, für die Ferien für dieses Jahr schon verplant zu sein. Niemand hat wenigstens angemerkt, dass die Einladung eine tolle Idee für die Zukunft wäre.“ Und dann schob Elena kleinlaut und enttäuscht nach: „Und keines der Kinder hat mich gefragt, ob ich mit ihnen mitkommen wollte – in ihren Urlaub.“

„Das tut mir leid, Elena, wirklich.“ Monika schwieg einen Augenblick. „Aber denk mal an die Zeit zurück, als wir im Alter Deiner Kinder waren. Hätten wir Lust gehabt mit unseren Männern und Kindern, zusammen mit unseren Geschwistern und deren Partnern und Kindern, und als Krönung, mit unseren Eltern Urlaub zu machen? Ich ganz bestimmt nicht. Ich weiß nicht, wie

das bei Dir gewesen wäre. Ein Urlaub mit Werner, den Kindern und mir, zusammen mit meinen Eltern hätte Mord und Totschlag bedeutet.“

Elena schniefte und wischte sich die Tränen ab.

„Ich weiß. Du hast ja Recht. Und ich verstehe die Kinder auch. Ich dachte nur einfach, die Zeiten hätten sich geändert. Haben sie aber nicht.“

Augenblicklich flossen Elena neue Tränen herab und rollten ihr über das faltige Gesicht.

„Jetzt sitze ich hier, in dem großen Haus, das nur noch zu Weihnachten mit Familienleben erfüllt wird und weiß nicht weiter. Auch wenn Ludwig mir zuletzt auf die Nerven gegangen ist, so vermisse ich ihn doch. Und weißt Du was ich noch vermisse: Sex mit ihm. Entschuldige, wenn ich das so sage, ausgerechnet Dir, wo Werner schon so lange tot ist, und ich nicht weiß, wie Du damit umgehst. Jedenfalls habe ich seither noch nie einen Mann, einen Mann für Dich, in Deiner Nähe gesehen. Ja, ich bin deutlich älter als Du. Na und. Ludwig und ich hatten es immer schön zusammen. Auch in unserem Alter haben wir doch auch noch unsere Gefühle, und Sehnsüchte – und Phantasien. Wir haben Hände und Fingerspitzen, eine Zunge und unsere sensiblen Punkte. Und Lippen – wir Frauen haben sogar das Glück, zwei Lippenpaare zu haben“, kicherte sie in ihre Tränen hinein, und rieb nervös ihre Hände.

„All das vermisse ich so sehr – und Ludwig. Ich habe mich überschätzt, war nicht fair zu ihm – und auch nicht zu mir.“

Elena unterbrach ihren Redefluss und sah von ihren Händen zu Monika auf.

„Bitte. Monika. Sieh mich jetzt nicht so entsetzt an, so vorwurfsvoll. Was ist aus der Revolution von 1968 geworden. Wir sind auf die Straße gegangen, haben gegen den Paragraphen 218 demonstriert, die Pille war unsere Rettung. Deine Generation hat davon schon bald wie selbstverständlich profitiert, ist ungeniert ganz oben auf dem breiten Strom der Befreiung, den wir entfesselt hatten, dahingesurft. Wo ist das alles hin – die wilden Zeiten, die Freiheit? Jetzt sitze ich hier und vertrockne. Nein, das akzeptiere ich nicht. Und wenn Du nicht aufpasst, schrumpelst Du zu Dörrobst. Werner würde das sicher nicht gefallen.“

Monika schwieg. Dabei war ihr eigentlich danach, herzlich zu lachen. Zugleich war sie hingerissen von Elenas Offenheit, die Bewunderung und Respekt verdiente. Wie könnte sie ihr helfen? Sie lehnte sich im Gartenstuhl zurück, strich sich eine Strähne hinters Ohr und überlegte.

„Morgen muss ich nach Zürich, auf eine Konferenz. Das wird sicherlich furchtbar langweilig und grässlich anstrengend. Komm doch mit. Am Vorabend sind alle

Teilnehmer zu einem Empfang ins Kunsthaus eingeladen. Dort gönnen wir uns ein bisschen Kunst und amüsieren uns. Anderntags würde ich es auf der Konferenz kurzhalten, so dass wir bummeln oder einen Ausflug in die Berge unternehmen könnten.“

Elena ließ den Vorschlag scheinbar sacken. Das überraschte Monika. Normalerweise reagiert Elena immer sofort, und war entscheidungsfreudig. Sie hatte schließlich keinerlei Verpflichtungen. Was stimmte nicht?, sann Monika abermals. Sie sah zu ihrer Freundin über den Tisch herüber und war gespannt, was kommen würde. Elena schielte zu ihr herüber – und ihr Grinsen war nicht zu übersehen.

„Ludwig und ich entschwinden morgen für zwei Wochen nach Afrika. Auf eine Safari“.

Also doch. War doch klar, dachte Monika, und konnte sich auch ihrerseits das Schmunzeln nicht verkneifen. Sie kannte ihre Freundin einfach zu gut, um nicht zu ahnen, dass Elena noch etwas in der Hinterhand hatte.

„Und da heulst Du mir was vor. Was willst Du noch mehr?“, schallte Monika ihr über den Tisch zu.

„Ich weiß. Du hast ja Recht. Ich bin einfach vollkommen erschöpft – und verunsichert. Erst musste ich all meinen Mut aufbringen, um Ludwig anzurufen. Ihn zu überzeugen, es nochmals zusammen zu probieren war

dann nicht schwer. Dennoch: Es bleiben viele Fragen offen. Ob das alles gut geht? Und was werden die Kinder dazu sagen? Was sagst Du dazu?“

„Es ist doch vollkommen egal, wer was sagt. Probiert es aus, auf Eurer Reise. Ich finde das eine großartige Idee. Ihr braucht ja niemanden einzuweihen – zumindest vorerst nicht. Von mir erfährt jedenfalls niemand etwas.“

Elena schnäuzte sich vernehmlich, stand auf, ging ins Haus und kam mit einer Flasche Champagner in einem Kühler, und zwei Gläsern, zurück.

„Darauf müssen wir anstoßen. Ich bin so froh, Dich als Freundin zu haben. Vielen Dank für Deinen spontanen Vorschlag, Dich nach Zürich zu begleiten. Lass uns das nachholen. Und noch was: Sieh doch zu, dass Du auch mal einen Mann zum Reisen findest. Ich weiß, Du magst solche Ansagen nicht, selbst von mir nicht. Ist aber doch wahr. Wir sind zu jung, um unbemannt zu sein“.

Monika mochte solche Ansagen tatsächlich nicht – auch nicht von ihrer Freundin. Sie war eben anders als Elena. Dennoch schmunzelte sie. Mit solchen Äußerungen versuchte Elena immer wieder, sich auf ihr Alter herunterzuschrauben. Jedes Mal fragte sie sich dann, ob Elena sich durch diese Redensarten auch tatsächlich um fünfzehn Jahre jünger fühlte?

„Ich will sehen, was sich machen lässt“, antwortete sie, und wusste, was Elena jetzt dachte und glaubte: dass sie seit Werners Tod keine Zärtlichkeit, keine Lieb-
schaft mehr erfahren hat, und ihr Körper seit fünf Jah-
ren nicht mehr Topographie der Lust gewesen ist. Mo-
nika wusste, dass sich ihre Freundin ein Leben ohne die
Reize der Liebe nicht vorstellen konnte. Aber Elena
kannte die verborgenen Winkel ihres Lebens seit
Werners Tod nicht. Mit einem kaum erkennbaren, ver-
spielten Lächeln erhob Monika ihr Glas und stieß mit
der Freundin auf deren bevorstehende Reise mit Lud-
wig an.

Kräftezehrend

Valerie war Mitte dreißig gewesen, als sie festgestellt hatte, dass ihr für die ihr wichtigen Themen die nötige Zeit fehlte. Mit dieser Erkenntnis hatte sie angefangen die Kräfte zu analysieren, die an ihrem Leben zehrten. Im Berufsleben schien ihr alles im Lot. Hier kannten sie alle als strukturiert. Sie verdiente mehr, als sie ausgeben konnte. Kein ungestillter Ehrgeiz nagte an ihr und sie fand, es weit gebracht zu haben. Auch im Nachhinein, nachdem sie den Vorstandsposten ausgeschlagen hatte, bereute sie die Entscheidung nicht – wusste sie doch ohnehin, Dr. Helmuth E. Friedrich zu lenken.

Ihr Liebesleben war dagegen ein kräfteraubendes Dauerthema gewesen. Bis dahin, bis fünfunddreißig, hatte sie noch mit keinem Mann zusammengewohnt. An Möglichkeiten hatte es nicht gemangelt. Aber bis auf eine Ausnahme hatte keine der Liebschaften sie von der Option eines Zusammenlebens überzeugt. Henry wäre der Einzige gewesen, mit dem sie sich eine gemeinsame Zukunft hätte vorstellen können. Er war verheiratet gewesen und fast zwanzig Jahre älter als sie. Zwei Mal war sie von ihm schwanger. Das erste Mal verlor sie das Kind – ein Abgang, wie der Arzt das genannt hatte. Sie hatte sich ohne jedes Bedenken auf das Kind gefreut, hätte es bekommen, auch wenn es nicht geplant

war. Gegebenenfalls sogar gegen Henrys Willen. Das zweite Mal ließ sie abtreiben. Henry hatte sich nicht durchringen können, sein bequemes Dasein mit seiner Frau aufzugeben – und gegen ein bewegtes Leben mit ihr einzutauschen. Ihre Zwillingschwester Benita hatte sie immer vor der Beziehung mit Henry gewarnt. Sie hatte aber lange nicht von Henry lassen können. Später war sie froh, ihn nicht an ihrer Seite zu haben. Der Altersunterschied wäre auf Dauer zu groß gewesen. Henry waren weitere Beziehungen gefolgt, die alle eines gemeinsam hatten: Sie waren für sie bedeutungslos gewesen. Sie verschliss die Affären regelrecht und ging davon aus, dass sich daran nichts ändern würde. In keinem Fall waren die Beziehungen jedenfalls Zeitfresser. So viel Zeit muss sein, war ihre Auffassung.

Als der tatsächliche Zeitdieb entpuppte sich schließlich ihr Bekanntenkreis. Der Kreis war über die Jahre immer größer, aber, wie sie hatte einräumen müssen, unübersichtlich geworden. Sie hatte alle diese Personen zum Bestandteil ihres Lebens gemacht. Schließlich hatte sie außer Benita keine Familie. Sie hatte geglaubt, dass viele der Menschen ihr lieb und wichtig gewesen wären, aber dann festgestellt, dass die meisten der Verbindungen zu Einbahnstraßen geworden waren. Ohne Aufhebens siebte sie aus.

Fünf Jahre lang glitt ihr Leben von da an in einem geordneten Dreiklang aus Beruf, wechselnden Liebschaften und einem engen Freundeskreis dahin – ohne nennenswerte Ereignisse. Gelegentlich fragte sie sich, ob es das gewesen sein soll – bis ein halbes Jahr vor ihrem vierzigsten Geburtstag sich alles begann zu verändern, von Grund auf.

Buch bestellen ->